

„Gender“ – eine fragwürdige Kategorie

Regina Wecker

Manuskript des mündlichen Vortrags vom 16.4.05 an der Palus-Akademie
Gender: zu Entwicklung und Problematisierung eines Begriffs

1. Einleitung - Fragestellung

Die amerikanische Historikerin **Joan Scott** hat in ihren „Millennial Fantasies“¹ davor gewarnt, dass der Begriff „gender“ zu einem Etikett ohne Inhalt zu verkommen drohe und damit für eine kritische Analyse der Geschlechterverhältnisse unbrauchbar würde. Sie nennt dabei verschiedene Beispiele und widersprüchliche Definitionen aus dem amerikanischen Sprachgebrauch, aber insbesondere auch aus dem internationalen Kontext der Konferenz von Beijing.

Ein besonders interessantes Beispiel ist die Stellungnahme des Vatikan, die schon dadurch auffällt, dass der Vatikan den Begriff Gender überhaupt gebraucht, aber dann gleichzeitig auch auf ganz bestimmte Weise definiert, in dem er jede Kritik an der Zwangsheterosexualität zurückweist. „Der heilige Stuhl schliesst zweifelhafte Interpretationen auf der Grundlage von Weltanschauungen, denen zufolge die geschlechtliche Identität immer wieder neuen und anderen Absichten angepasst werden kann, aus.“ Der Papst äussert sich durchaus zugunsten „einer gewissen Rollenvielfalt (...) vorbehältlich der Tatsache, dass diese Diversität nicht das Resultat willkürlicher Zumutung ist, sondern vielmehr Ausdruck dessen, was dem Mann- und Frausein spezifisch ist.“ Mit anderen Worten: Homosexualität ist unnatürlich und kann nicht mit Rückgriff auf Gender begründet werden. In diesem Kontext wurde dann auch Judith Butler explizit als Gegnerin erwähnt.

Für Joan Scott, die Teil der poststrukturalistischen Debatte ist und im engen wissenschaftlichen Austausch mit Judith Butler steht, ist diese Reduktion untragbar. Die Angst, die der Vatikan vor dieser Definition von Gender hat, ist für sie daher einerseits „noch“ ein Zeichen des Potentials von Gender, gleichzeitig aber auch seiner Beliebigkeit.

Ich habe keine Kontakte zum Vatikan. Dafür habe ich mal meine Mail-box durchforstet, um den Alltagsgebrauch des Teils der Scientific Community anzusehen, die interessiert sind an Geschlechterforschung (aber nicht selbst in dem Bereich arbeiten), und mich um einen Beitrag an einer Tagung o.ä bitten. Das tönt immer ziemlich ähnlich, daher hier nur ein paar Beispiele:

„Wärest Du bereit, die gender-Frage zu behandeln? (Tagung über sozialpolitische Diskussionen in der Schweiz und in Deutschland mit Themen wie Alterssicherung, Grundrenten, Familienpolitik, Arbeitsmarktpolitik, Migration und ... Gender).

Oder „Die Gender-Frage darf im Rahmen unserer Vorlesung nicht fehlen.“ (Titel des mir zgedachten Beitrags: Ist die Universität immer noch männlich?)

„Wir würden und sehr freuen, wenn Sie den Gender Aspekt übernehmen würden.“

Wie gesagt, das bedeutet jeweils etwas ganz anderes, was da mit dem Gender Aspekt

bezeichnet wird: Gleichstellung wie bei der Beteiligung von Frauen an der Universität, beim „Gender Aspekt“ ging es um die unterschiedlich Bedeutung, die bestimmte politische Entwicklungen für Frauen und Männer haben. Was das bei der Sozialpolitik (neben sozialer Sicherheit, Alterssicherung etc.) heisst, wird mir wohl noch einiges Kopfzerbrechen bereiten, die Tagung hat noch nicht stattgefunden.

Bei meinen Mail-Anfragen geht es zwar nicht darum, die Begrifflichkeit irgendwie zu definieren und damit gesellschaftspolitische Weichenstellungen vorzunehmen – wie das etwa bei Vatikan der Fall ist –, dennoch demonstriert meine Mail-box etwas von der Beliebigkeit, dem Etikettcharakter, vor dem Joan Scott gewarnt hat. Man sagt „Gender“, weil man nicht „Diskriminierung“ sagen will, oder „Frauen“ oder auch „Geschlecht“. Aber damit komme ich schon deutlicher zur expliziten Fragestellung, die über der Tagung steht: „Warum wird Gender für ganz Verschiedenes gebraucht, Ist der Begriff unscharf geworden?“, wie die Vorbereitungsgruppe es formuliert hat. Vorläufig und als These würde ich allerdings sagen, dass das **Ausmass** in dem das Etikett gebraucht wird, neu ist, nicht aber, **dass** es so zudeckend, unspezifisch, gebraucht wird.

Nun war die Vereinbarung mit den Veranstalterinnen dieser Tagung, dass ich hier zunächst eine Einführung geben sollte, sozusagen eine Entwicklungsgeschichte, aber „*basic*“. Nachdem das Programm zusammengestellt war, habe ich mich dann allerdings gefragt, ob so etwas überhaupt sinnvoll ist, weil das, was so zu den *basics* gehört, in diesem Kreis der SpezialistInnen doch schon alle wissen. „Eulen nach Athen tragen“ wollte ich keinesfalls. Wir sind dann übereingekommen, dass ich diese Entwicklung, die Genese „der fragwürdigen Kategorie“ und des Sex-Gender-Systems, trotzdem darstelle. Ich bitte Simplifizierungen zu entschuldigen. Ich will dabei versuchen, zumindest an einigen Punkten auch die Frage der Rezeption miteinzubeziehen. Die Vorstellung dabei ist, dass ich es zumindest für möglich halte, dass die Rezeption, sowohl Teil des heutigen Erfolgs als auch des heutigen Problems sein könnte.

Noch eine Vorbemerkung: Ich bin Historikerin; Beispiele und Bilder, aber auch Fragestellungen kommen aus der Geschichtswissenschaft, aber ich denke, sie sind nicht allzu eng disziplinär.

2. Trennung von Sex und Gender

Frauenforschung oder Feministische Forschung hatte seit den sechziger Jahren zunehmend die gesellschaftliche Benachteiligung von Frauen analysiert, beklagt und gefordert, dass die Wissenschaft sich mit den Ursachen und Schritten zur Beseitigung der „immer noch“ bestehenden Diskriminierung von Frauen beschäftigen sollte. Als eine ihrer wesentlichen Ursachen wurde die Vorstellung erkannt, dass die Geschlechterordnung das Ergebnis des natürlichen Unterschieds zwischen Männern und Frauen sei und dass die männliche und weibliche Natur als Grundlage für die gesellschaftliche Stellung von Männern und Frauen gesehen wurde.

Ein konzeptionell wichtiger Schritt im Hinblick auf die Aufhebung dieser Naturalisierung, dieser Herleitung der gesellschaftlichen oder politischen Stellung von Frauen und Männern aus ihrer „physischen Natur“, war die Einführung von „Gender“, eines ursprünglich sprachwissenschaftlichen Begriffs (*genus*, lat. das Geschlecht).

Während die Analysekategorie "sex" biologisch konnotiert war, wurde "gender" als Bedeutungsträger der sozialen und kulturellen Komponenten eingeführt, der es ermöglichen sollte die gesellschaftlich oder psychisch unterschiedliche Situation von Männern und Frauen als Ergebnisse historischer Entwicklung und politischer Entscheidungen und nicht als Konsequenz "natürlicher" Differenzen zwischen Männern und Frauen erscheinen zu lassen.

Die begriffliche Unterscheidung von „sex“ und „gender“ war schon in den fünfziger Jahren in der medizinisch-psychiatrischen Diskussion um Transsexualität in den USA von Sexualwissenschaftlern (John Money, John Hampton 1955) eingeführt worden und wurde dann von Robert Stoller in seiner Studie „Sex and Gender: On the Development of Masculinity and Femininity“ (New York 1968) weiter ausgearbeitet, um die Auseinanderentwicklung von körperlichem Geschlecht und Geschlechtsidentität zu bezeichnen. Zu den klassischen Texten der frühen Gender Forschung gehören auch die anthropologisch ausgerichtete Fallstudie von Garfinkel über die Transsexuelle Agnes (1967) und Gofman's „Arrangement between the Sexes“. Die Unterscheidung eines „sex/gender Systems“ wurde in der Mitte der siebziger Jahre von Gayle Rubin als sozialer Erklärungsansatz in nicht medizinischem Kontext „überführt“.

Die Tatsache, dass in der deutschen Sprache die Konzepte von sex und gender nur mit umständlichen Umschreibungen, wie sozial-kulturelles und biologisches Geschlecht, wiedergegeben werden konnten, da "Geschlecht" beide semantischen Felder umfasst, wurde zwar als hemmend für die deutschsprachige Diskussion empfunden, hat aber den Zugriff auf das neue Wort eigentlich eher begünstigt.

Für die historische Forschung, die sich sehr intensiv mit den Geschlechterverhältnissen beschäftigt hatte, war die Arbeit von Joan Scott zentral für die Herleitung und Etablierung eines sex/gender systems mit ihrer 1986 im AHR veröffentlichten Arbeit „Gender: a useful category of historical analysis“.

Für Geschichtswissenschaft war ihre Arbeit bedeutend, weil sie die theoretische Grundlage und die historische Kontextualisierung brachte. Sie ist aber über die Disziplin hinaus wichtig, weil historische Beispiele in der Geschlechterforschung, nicht nur der historischen Forschung, eine wichtige Explikationsfunktion haben.

Scott etablierte die Bedeutung von Gender in der historischen Forschung:

- a) - als zentraler Kategorie in der Analyse sozialer Prozesse
- b) - als Variable gesellschaftlicher Wertschätzung
- c) - als Bedeutungsträger von Macht

Ich will hier kurz Beispiele dazu geben (si. Bilder 1 – 3 im Anhang)

a) Foto: **Analyse sozialer Prozesse**: Sie sehen hier die typische Belegschaft einer Basler Textilfabrik, also des wichtigsten Zweiges der Schweizer Industrie im 19. Jahrhundert. Die Industriearbeiter sind Frauen. Die Schweizer Industrie brauchte im Gegensatz zur Schwerindustrie anderer Länder nicht ungelernete, leicht austauschbare, sondern qualifizierte, sesshafte Arbeitskräfte, die die importierten, teuren Rohstoffe günstig verarbeiteten und auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig hielten. Frauen waren die idealen Arbeitskräfte, die die Nachteile der Entfernung der Schweiz zu den Häfen und Weltmärkten und die damit verbundenen erhöhten Transportkosten durch ihre niedrigen

Löhne auszugleichen vermochten. Nicht nach dem Geschlecht der Arbeitskräfte zu fragen, hiesse spezifische Elemente der Entwicklung nicht analysieren zu können.

b) Karikatur: **gesellschaftliche Wertschätzung**. Männlich und weiblich konnotierte Leistungen haben durch diese geschlechtsspezifische Konnotation einen vorgegebenen (oder zumindest vorbereiteten) Stellenwert in der Werteskala: Dabei zeigt es sich irgendwie doch immer wieder – trotz der Veränderung, die der Arbeitsmarkt in den vergangenen Jahrhunderten erfahren hat –, dass „weibliche Leistungen“ als weniger wichtig eingestuft werden. Oder wie es der Patient in dieser Karikatur (aus Ursula Ackermanns Aerztinnen Studie) formuliert: „Es ist nichts Wichtiges, deshalb sage ich es lieber Ihnen als dem Herrn Doktor.“

c) Karikatur: Gender wird zum **Bedeutungsträger von Macht**. Gender und Geschlechterbeziehungen werden zu einer Möglichkeit, Machtbeziehungen zu benennen oder darzustellen, und zwar nicht nur in Bezug auf individuelle Männer und Frauen. So wird derzeit geradezu inflationär im Zusammenhang mit Fusionen von Ehen gesprochen und bei Fusionsabsichten von Brautwerbungen etc. Die Fusion zwischen Mercedes und Bölke/Böhlau/Messerschmid hat der Karikaturist so dargestellt. Warum ist wohl Mercedes der Ehemann und Messerschmid die Ehefrau?? Sie dürfen raten!

Auffallend für mich, wenn ich den Aufsatz von Scott jetzt wieder lese („re-reading“ als wichtige Funktion), sind zwei Dinge:

1. es geht fast ausschliesslich um „gender“ (nicht um sex),
2. die heterosexuelle Normativität ist zumindest keine explizite Auseinandersetzung wert.

Interessant, wenn man einerseits die ersten medizinischen Arbeiten aus den fünfziger und sechziger Jahren einbezieht, wo das sehr wohl Thema war, aber auch angesichts der Bedeutung, die Scott dem heute gibt.

3. Kritik am Sex-Gender-System

Die Existenz zweier Begriffe, „sex“ und „gender“, schien die Diskussion zunächst zu vereinfachen, bzw. in der deutschsprachigen Diskussion wurde es als Nachteil empfunden, mit einem Begriff für die verschiedenen semantischen Inhalte auskommen zu müssen. Die Dichotomie von (biologisch) „sex“ und (sozio-kulturell) „gender“ zeigte jedoch bald ihre Tücken: die Existenz von zwei Begriffen liess den Eindruck entstehen, dass es eine unwandelbare biologische und vom sozialen getrennte oder aber zumindest trennbare Geschlechtlichkeit gäbe und trug damit zur Vorstellung bei, dass das biologische Geschlecht die unwandelbaren Grundlagen enthält, auf denen das soziale Geschlecht aufbaue. Diese implizite Vorstellung, dass "gender" das kausale Resultat von "sex" sei, wurde in der poststrukturalistischen Debatte als bloss "verlagerter Biologismus" bezeichnet. Entgegengesetzt wurde die These, dass Geschlecht, und zwar sex und gender, kulturelle Konstrukte seien, dass weder die Zweigeschlechtlichkeit noch die Geschlechterdifferenz in einer universellen und vorkulturellen Natur verankert seien.

Meine Wortwahl wie „trug zur Vorstellung“ oder die „implizite Vorstellung“, dass gender ..., ist sehr bewusst so vorsichtig, es wurde nicht explizit so dargestellt.

Wir wissen, dass besonders die Zuspitzungen der amerikanischen Philosophin **Judith Butler** heftige Diskussionen ausgelöst hat. In ihrem Buch "Gender Troubles"² vertritt sie die These, dass die Identitäten der Geschlechter nichts natürlich Gegebenes sind, sondern sozial und sprachlich von jedem und jeder einzelnen immer neu aufgenommen und in Szene gesetzt werden. Dies hatte ihr den Vorwurf eingetragen, "den Leib aus der Geschlechtskonstruktion zu verdrängen"³ und den Diskurs geradezu zum Urheber der sexuellen Differenz zu erheben. Butler hat in "Bodies that matter" diese Vorwürfe aufgenommen und dem entgegengesetzt, dass "die Behauptung, sexuelle Differenzen seien von diskursiven Abgrenzungen nicht zu trennen, nicht dasselbe ist, wie die Aussage der Diskurs verursache die sexuelle Differenz".⁴ Sie hat so die Materialität des Körpers und die Performativität der sozialen Geschlechtsidentität verknüpft. Grundlegend für ihr Konzept bleibt aber die sprachliche Verfasstheit der Körper, sobald über Körper gesprochen wird, ist die Materie Teil eines Konstruktionsprozesses. Grundlegend ist **auch** ihre Kritik, ihre Rückweisung der Zwangs-Zweigeschlechtlichkeit und der Forderung einer gegengeschlechtlichen Orientierung, die Rückweisung eines Konzepts, in dem Heterosexualität die einzige Möglichkeit ist, Geschlecht zu konzipieren.

Patricia Purtschert hat sich in ihrem Aufsatz im „Widerspruch“ mit der frühen Rezeption von Butler in Deutschland auseinandergesetzt und dabei betont, dass der „konstitutive Zusammenhang zwischen Geschlecht und Heterosexualität im deutschen Kontext anfänglich beharrlich übersehen wurde“. Ich denke, das gilt für die deutschen Kritikerinnen von Butler ganz ausgesprochen - unter ihnen vergleichsweise viele Historikerinnen -, nicht aber für die Butler-Rezeption generell. Eine der ersten Aufsätze über Butler, der zunächst noch die Rezeptionssperre in Deutschland beklagt, ist aus dem Jahre 1992 von Regine Gildenmeister und Angelika Wetterer: „Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung“, die gerade diese Kritik an der Zweigeschlechtlichkeit als konstitutives Moment des Konzepts sehen und dessen Reichweite schätzen.

Die Neufassung des Verhältnisses von „sex“ und „gender“, die im Anschluss an Butler zum festen Bestandteil der Geschlechtertheorie wurde, sieht beides „sex“ **und** „gender“ als kulturelle Konstrukte. Und sie sind nicht voneinander trennbar, da auch „sex“ erst durch unsere kulturell bedingte Sichtweise seine Bedeutung erhält. „sex“ entpuppt sich als „gender“, wie es Judith Butler formuliert hat. (Eigentlich wäre der deutsche Begriff „Geschlecht“ hier durchaus angemessen, da er beide Felder umfasst.)

In der politischen Diskussion hat nun wiederum die These vom Konstruktionsprozess Unsicherheiten vor allem um die Ziele und das Selbstverständnis von Frauenpolitik und Frauenförderungsmassnahmen ausgelöst.

Was aber die HistorikerInnen zu KritikerInnen von Butler gemacht hatte, war – das jedenfalls ist meine Einschätzung – nicht so sehr die Frage der Heteronormativität (Norm oder Zwang zur Heterosexualität), vielleicht weil die zentrale Bedeutung – wie

Patricia sagt – ausgeblendet wurde, sondern es war wohl die Frage nach der Materialität. „Alles Diskurs?“ war die Frage, die jeweils gestellt wurde; wo bleiben die konkreten handelnden Personen, wo bleiben die Strukturen, wenn alles durch Diskurse konstruiert ist? Das wurde wohl nicht nur in der Geschichtswissenschaft als Problem gesehen, hier aber besonders deutlich.

In einer Wissenschaft, die sich nicht primär als Produzentin von Theorien, sondern vielmehr als ihre Anwenderin versteht, die aber in den konkreten historischen Kontext passen müssen, einem Kontext, in dem man ganz genau zu wissen glaubte, was Männer und Frauen waren und auch dafür sorgen wollte, dass es so klar blieb. Die Frage nach den Körpererfahrungen hat dann auch eigentlich sehr sensible und innovative Historikerinnen wie Barbara Duden in Gegensatz gebracht zu allem, was unter Butler subsumiert wurde. Duden hat – nicht zuletzt in kritischer Ablehnung von Technik - dann von authentischen Körpererfahrungen von Frauen vergangener Zeiten gesprochen und dabei ausgeblendet, wie stark eben Körpererfahrungen – auch die vergangener Zeiten - kulturell geprägt sind. Der Gegensatz Diskurs und Materie ist kein ausschliessliches Problem der Geschichtswissenschaft, aber es zeigt sich hier aus verschiedenen Gründen besonders deutlich.

Zu lösen ist diese Schwierigkeit vielleicht nicht. Verschiedene Konzepte der Geschlechterforschung ermöglichen in diesen Fragen allerdings Anschluss: Ich rechne dazu **Andrea Maihofers** Konzept von Geschlecht als Existenzweise, das die Materialisierung von Konstruktionen sowohl in „Denk-, Gefühl und Körperpraxen als auch in gesellschaftlichen Verhältnissen und Institutionen begreift.“ Allerdings bleibt da noch Patricia Purtscherts Frage, wo denn dann die bleiben, denen die Existenzweise versagt wird. Für historische Forschung, denke ich, ist das Problem zunächst nicht so zentral. Von den Historikerinnen würde ich die Ansätze von Kathleen Canning nennen: ihre Arbeit „Languages of Labour and Gender“ ist ein Konzept von einer Balance von historical agency (Handlungsmacht), das auf Vermittlung von Diskurs und Erfahrung abzielt. Sie zeigt wie sich Diskurse, obwohl sie Erfahrung strukturieren, aufgrund von Erfahrung, vor allem körperlicher Erfahrung aneignen lassen.

Wichtig finde ich diese Beiträge aus den historischen Wissenschaften, gerade weil den HistorikerInnen die materielle Welt eigentlich nur durch Diskurse – von wenigen Ausnahmen ausgenommen - überliefert wird und sie damit ihre Auseinandersetzung in die Debatte einbringen sollen (Ulrike Strasser).

Nochmals zurück zu den Millenniumsfantasien von **Joan Scott**, einer der wichtigsten Historikerinnen im Bereich der Geschlechterforschung und Geschlechtertheorie, die uns am Anfang dieses Jahrtausends mit der Vorstellung erschreckt hat, man sollte Gender durch einen anderen Begriff ersetzen, weil er – wie am Anfang ausgeführt – beliebig bzw. zu einem Etikett geworden sei. Er entfalte keine subversiven Qualitäten mehr. Dies sei noch immer eine Folge der Trennung von sex und gender und der Tatsache, dass man sich zu wenig mit sex beschäftigt habe und insbesondere nicht mit sex als einen historisch variablen Konzept zur Herstellung von Differenz.

Der Begriff Gender habe nicht leisten können, was er versprochen hatte, nämlich die kritische Analyse und die Veränderung der Geschlechterverhältnisse.

Ich begreife Scotts Ungeduld, denke aber weniger, dass das an der Begrifflichkeit selbst liegt, als daran, dass es eben nicht mit dem Begriff oder Konzept zu tun hat, sondern mit der **Definitionsmacht**. Und langfristig ist die wohl auch mit einem Begriffswechsel nicht erreichbar.

Ich bin nicht so sicher, wie ich den päpstlichen Gebrauch von „gender“ deuten soll: ein theoretisch-konzeptioneller Erfolg ist er kaum, aber vielleicht doch in anderer Hinsicht? Auf jeden Fall lässt es sich nicht einfach abschaffen.

In seiner erstmals 1935 erschienen erkenntnistheoretischen Studie „Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache“ führte der Mediziner und Biologe Ludwig Fleck aus, warum die Entstehungsgeschichte eines wissenschaftlichen Begriffs, selbst dann wichtig ist, wenn ihre Aussagen durch neuere Forschungen „überholt“ zu sein scheinen:

„Erstens“, so Fleck, „gibt es wahrscheinlich keine vollständigen Irrtümer, so wenig wie vollständige Wahrheiten.“ Und so werde man früher oder später vielleicht wieder an einen verlassenen „Irrtum“ anknüpfen müssen. (Irrtum schreibt Fleck in Anführungszeichen).

„Zweitens, ob wir wollen oder nicht, wir können nicht von der Vergangenheit - mit all ihren Irrtümern – loskommen. Sie lebt in überkommenen Begriffen weiter, in Problemfassungen, in schulmässiger Lehre, im alltäglichen Leben, in der Sprache und in Institutionen. Es gibt keine Generatio spontanea der Begriffe, sie sind, durch ihre Ahnen sozusagen, determiniert. Das Gewesene ist viel gefährlicher – oder eigentlich nur dann gefährlich – wenn die Bindung mit ihm unbewusst und unbekannt bleibt.“

4. Nochmals zum Verhältnis von „sex“ und „gender“ oder : das Möbius-Band.

Das möchte ich am Beispiel des „Eingeschlechtsmodells“ – wie es Thomas Laqueur genannt hat - zeigen. Übrigens hatte schon der Biologe und Mediziner Ludwig Fleck in seiner erkenntnistheoretischen Studie auf dieses Modell des Vesal hingewiesen. Worum geht es? Dass es Männer und Frauen gäbe, und dass sie sich voneinander unterschieden, war für antike Denker schon ebenso gewiss wie für Wissenschaftler des 19. und 20. Jahrhunderts. Wie aber die Verortung von Geschlecht und Geschlechterdifferenz im Körper/Leib gedacht wurde, hat sich historisch radikal verändert. Basierend auf Aristoteles und Galen ging das "ein-Geschlecht-Modell" davon aus, dass die Sexualorgane von Mann und Frau nicht prinzipiell unterschiedlich seien, dass vielmehr die "Natur der Frau" die nach innen gekehrten Geschlechtsteile des Mannes seien, Frauen also nach innen gekehrte und daher weniger vollkommene Männer seien. Dies entsprach auf einer anderen Ebene der Aristotelischen Zeugungstheorie, wonach Frauen unfertige, „nicht zu Ende gekochte“ Männer seien (mas occasionatus). Um eine Vorstellung von der Repräsentation dieser Galenischen Anatomie zu geben, zeigen ich Ihnen hier eine bekannte Darstellung aus Vesals Fabrica aus dem Jahr 1543. (4. Bild)

Das Modell Galens war bis ins 18. Jahrhundert wahrnehmungsprägend - und damit weit über die anatomischen Entdeckungen der Renaissance hinaus. Thomas Laqueur zeigt auf, wie die neue Anatomie der Renaissance auf vielen Ebenen und mit bisher nicht gekanntem Nachdruck "die Tatsache" offenbarte, dass die Vagina wirklich ein Penis sei und der Uterus ein Hodensack. Interessant dabei ist, dass diese Abbildung von einem Anatomen präsentiert wurde, der seine Kenntnisse ganz wesentlich durch Sezieren erweitert hatte, er gehörte zu den sogenannten Zerlegern, war einer der ersten, der in seinen Vorlesungen seziierte. Er hätte es doch sehen müssen, werden sie sagen. Die Auffassung aber, dass Männer und Frauen Entsprechungen voneinander waren, hat diese „Sehweise“ geprägt, die in der Abbildung ihren Niederschlag findet. Erst als man seit dem 18. Jahrhundert die prinzipielle Differenz zwischen Männern und Frauen zu betonen begann, und Männer und Frauen in Bezug auf ihre Geschlechtsorgane prinzipiell unvergleichbar wurden, ja Frauen eigentlich auf ihre Geschlechtsorgane reduziert wurden, bis es hiess "Propter solum ovarium mulier est id quod est" (Nur wegen des Eierstocks ist die Frau, was sie ist), wurde diese Seh/Interpretation von anderen Darstellungen abgelöst. Es waren damals nicht naturwissenschaftliche Erkenntnisse, die den Wandel hervorriefen: Ei und Sperma waren schon „entdeckt“. Ihre Bedeutung, die Bedeutung der Zellteilung, wurde erst etwa 70 Jahre später wirklich erkannt. Warum Differenz zum Modell der Geschlechterbeziehungen wurde, und die Galensche Sehweise ablöste, hat wohl weniger mit neuen anatomischen Erkenntnissen zu tun, als mit dem Konzept von Gleichheit und Gleichberechtigung. Zumindest war die Idee, dass Frauen anders waren, und zwar prinzipiell anders und nicht nur weniger vollendet als Männer, bestens geeignet, sie von gleichen Rechten auszuschliessen und die Differenz von Männern und Frauen ist im 19. Jahrhundert ein deutliches Erklärungsmodell - und zwar nicht nur bei den Geschlechtsorganen. Also: das gesellschaftliche Konzept „gender“ bestimmt die Darstellung der Geschlechtsorgane also von „sex“.

Den Kommentar von Ludwig Fleck möchte ich hier noch anfügen: Er sagt: *„Als ich diese Abbildung für die vorliegende Arbeit hervorholte, geriet ich in Versuchung ihr auch eine »richtige«, »naturgemäße« Abbildung vergleichsweise gegenüberzustellen. Ich durchblätterte moderne anatomische Atlanten und gynäkologische Lehrbücher - fand viele gute Bilder - aber kein einziges naturgetreues: alle sind anschaulich herauspräpariert, alle schematisch, fast symbolisch, alle lehrgetreu und nicht naturgetreu. Die naive Analogie der Organe beider Geschlechter ist verschwunden. Viel mehr Einzelheiten haben wir zu vergeben...Doch der Weg von der Sektion bis zur formulierten Lehre ist so verwickelt, so wenig unmittelbar, so sehr kulturbedingt. Je eindringlicher wir ihn uns vergegenwärtigen, umso zahlreichere denkgeschichtliche, psychologische und zu den Autoren führende Beziehungen treten uns entgegen. In der Naturwissenschaft gibt es gleichwie in der Kunst und im Leben keine andere Naturtreue als die Kulturtreue.“*

Oder nochmals etwas anders ausgedrückt: Es gibt für uns keinen Standpunkt ausserhalb des Gender Systems, durch den wir „sex“ erfassen können. Sie sind wie das Möbius-Band ineinander verwoben. (5. Bild)

¹ In: Honegger, Claudia, Arni Caroline (Hg.) Gender. Die Tücken einer Kategorie. Chronos, Zürich 2001

² deutsch: Das Ungehagen der Geschlechter, Frankfurt 1991

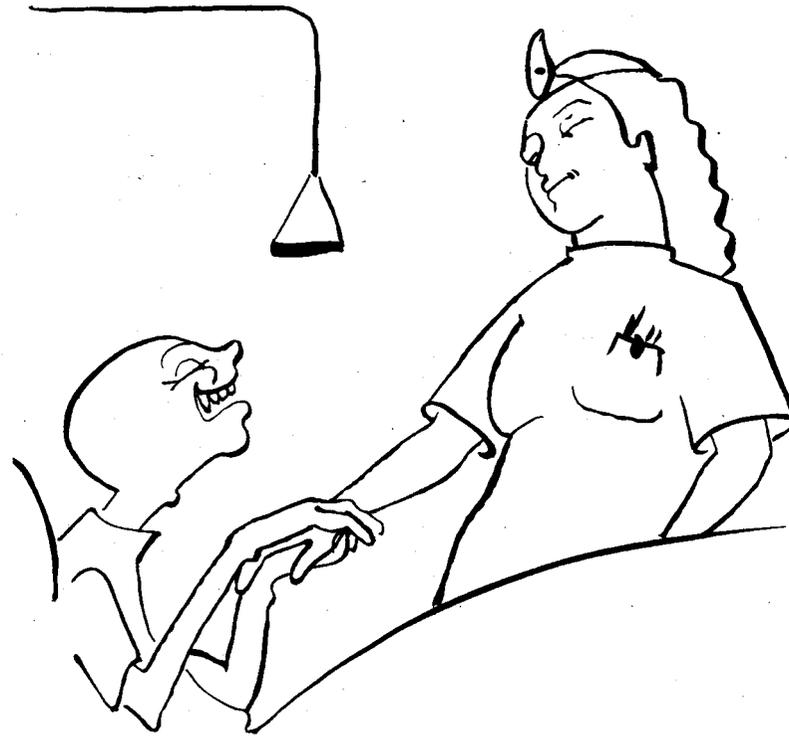
³ Formulierung von Gesa Lindemann

⁴ deutsch: Körper von Gewicht, Berlin 1995

Es folgen 5 Bilder, die während des Vortrags gezeigt wurden:



Arbeiterinnen der Seidenspinnerei am Riehenteich (Isteinerstr. 24, Basel), vermutlich 1896, Sammlung Herzog im Schweizerischen Landesmuseum Zürich.



Es ist nichts Wichtiges, deshalb sage ich es lieber Ihnen als dem Herrn
Doktor ...



Elefanten-
hochzeit.

Hans Geisen. Copyright by Basler Zeitung.

Baz, 9.9.89



Weibliche Genitalien aus Vesals „Fabrica“ – eine Illustration zu Galens „Analogie“.

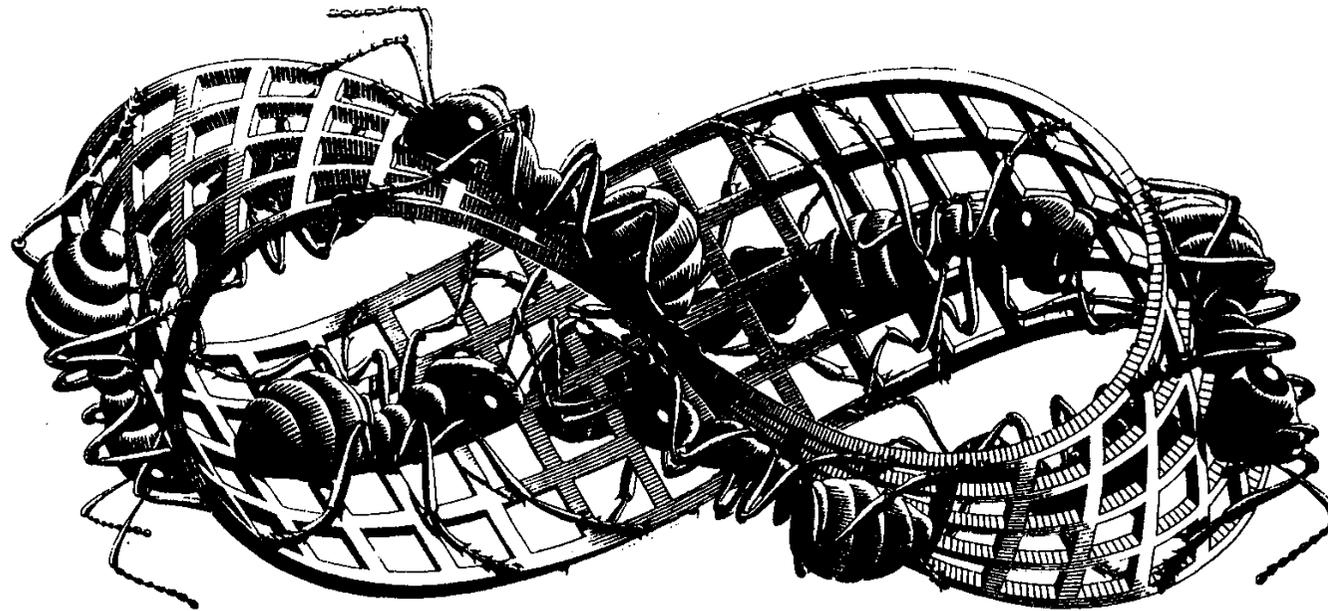


FIGURE 1.3: Möbius Strip II, by M. C. Escher. (© Cordon Art; reprinted with permission)